

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Antike Figuren, in Marmor und Fleisch

(Karl Arnold)



„Daß man so unvollständige Sachen ausstellt!“ — „Aber Amalie, ein Torso ist eben kein Fertigfabrikat!“

## Die Sache mit dem Spargel

Vergißmeinnicht, Veilchen und Spargel streut der Lenz in unser Poesiealbum, aber von diesen dreien ist der Spargel erst ziemlich spät auf den bürgerlichen Mittagstisch und in die Dichtkunst geraten. Von seiner Benutzung an diesem sei hier die Schreibe. Mit dem Spargel ist es nämlich nicht so leicht.

Nehmen wir z. B. an, ich sei beim König von England zum Mittagessen eingeladen und es gäbe da, wie bei fast allen anderen Einladungen auch, jetzt Spargel. Die Königin würde da vielleicht sagen: „Langen Sie ordentlich zu, Herr F.“, natürlich auf englisch, und ich würde wohl antworten: „Meine Majestät, ich esse zwar Spargel besonders gern, aber ich muß gestehen, daß ich etwas ängstlich bin; denn ich bin nicht darüber unterrichtet, wie man in Ihrem Hofstaat Spargel zu essen pflegt.“ Ich hätte auch den Ausweg, mich durch einen Seitenblick davon zu überzeugen, um keinen Fehler zu begehen, wie man dort zu Lande sich dem Spargel naht.

Da gibt's nämlich viele Methoden, und ich habe schon mutige Männer gesehen, die sich mit Messer und Gabel, gleichsam mit Feuer und Schwert, über die Stangen warfen und sie mit kühnen Hieben zerteilten. Dies aber gilt jetzt allgemein als unfein und zeugt von keiner feinen Kinderstube mit Nebengetöse. Der heutige Spargelesser hat sich überhaupt des Messers zu enthalten, so wie jeder anderen Stahlwaffe; denn es heißt, diese schade der jungfräulichen Zartheit des Frühgebildes. Es ist mir aber immer ein Geheimnis geblieben, wie Gärtner oder Köchin das zarte Pflänzchen überwältigen. Vielleicht gehen sie ihm mit Kunstharz zu Hilfe?

Na schön, also das Messer lassen wir beiseite. Jetzt steht uns noch die Gabel zur Verfügung, aber nur wirklich akrobatisch begabte Naturen können die wippenden Stangen sicher zu Munde führen; es erfordert wahre Meisterleistungen an Geschicklichkeit, wobei allerlei Stützungsaktionen kaum zu vermeiden sein werden.

Der Feinschmecker jedoch hat den Spargel mit den Fingern zu essen, lautet das Gesetz, zwar nicht ganz so, wie Heinrich VIII. von England im Film es mit Geflügel tut. Noch immer hat sich die Sitte, eventuell auftretende Reste mit einem Schwung hinterwärts zu schleudern, bei den Spargelessern nicht durchgesetzt. Die eben erwähnte Methode der Handhabung setzt natürlich tadellos gereinigte Hände voraus, aber die hat man ja sowieso, nicht wahr?

Der Spargelesser muß sich weltanschaulich ein wenig umstellen. Ich weiß, auch Sie haben sich von Kindheit an daran gewöhnt, den besten Bissen vom Kuchen bis zuletzt aufzusparen; denn nach des Erdenwallens Mühsal kommt die ewige Seligkeit. Beim Spargel dagegen kommt erst der süße Kopf und dann ganz allmählich das mehr oder minder bittere Ende. Ich gebe zu, das ist störend, aber es ist der sonst so eifrigen Landwirtschaft noch nicht gelungen, Spargel zu züchten, die den Kopf unten haben. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, denn Bohnen ohne Fäden und Apfelsinen ohne Kerne, sind ihr ja schon gelungen.

So, nun kommt das Einführen der Spargelstange in den Mund. Wenn der Spargel sehr weich ist, muß man dabei die Stellung eines Degenschlückers einnehmen, der das gefährliche Instrument vorsichtig von oben in die Speiseröhre gleiten läßt. Bei härteren Stangen tut man sich schon bedeutend leichter.

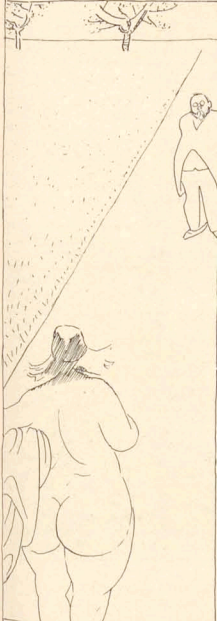
Nach meiner Erfahrung wird bei dieser Leistungsprüfung die zerlassene Butter, nach dem Gravitationsgesetz gezwungen, ihren Weg zum Mittelpunkt der Erde zu suchen. Zwischen diesem Mittelpunkt und dem Spargel aber hat die Weltordnung uns hindernd gesetzt. So kommt es, daß die gute zerlassene Butter, um diesen Weg zu verkürzen, nicht ungerne im Rockärmel landet. So rufe ich denn: wann kommt endlich der Gummärmel zum Spargelessen und die Gummischürze, die unsere ganze Vorderseite schützt? Foltzick



„Sehen Sie, Jean, ich habe es immer gesagt: wenn Sie sich ordentlich anstrengen, verdiene ich hunderttausend Francs!“

# Immer wieder

Von Karatöskfr / Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Da saß ich gefiern, gottverdamm,  
ja wieder einmal schön im Schlamm! . . .

Durchs Fenster blinkt der Morgenschein.  
Die Neue schleicht sich mit herein.

Wie wird das Laster jetzt gehaßt  
und Besserung ins Zug' gefaßt!

flugs zieh' ein reines Hemd ich an  
und starte auf der Tugendbahn  
gradaus dem Ziel zu . . .

Allerdings:  
da gib'ts ein Rechts und gibt ein Links.  
Und diese beiden Möglichkeiten  
verführen, ab- und auszugleiten  
(von andern Sachen ganz zu schweigen,  
die lochend sich entgegenneigen).

Na, kurz und gut — ihr ahnt es schon:  
die Tugend kommt aus der Fassung.  
Denn Dinge, schwierig zu erreichen,  
verfieht man gern mit Fragezeichen.  
Sich selber nicht . . . Wieso denn auch?  
Es widersprüche jedem Brauch . . .

Das fernere vollzieht sich alles  
nach dem Naturgesetz des Falles . . .

Da sit' ich heute, gottverdamm,  
ja wieder einmal schön im Schlamm!





## Das standhafte Liebespaar

Nach vierstündiger Seefahrt strebte die gesamte Reisegesellschaft im Eilschritt den Quartieren zu. Jeder tat sein bestes, um die Verteilung der Zimmer zu beschleunigen, damit das Abendessen aufgetragen werden konnte; denn seefahren macht hungrig. Nur ausgerechnet in unserem Hotel klappte es nicht.

Es ergab sich, daß eine einzelne Person in einem Doppelzimmer untergebracht werden mußte, und das war dem Wirt gar nicht recht.

Er wollte, geschäftstüchtig wie er war, zwei „Einzelpersonen“ in einem Doppelzimmer unterbringen. Zielsicher blickte er reihum und erspähte ein Liebespaar, das zärtlich nahe beieinander stand. „Wollen Sie nicht das Doppelzimmer nehmen? Ein Doppelzimmer ist noch frei!“ bot er an.

Der junge Mann zögerte ein wenig mit der Antwort. Aber das Mädchen schüttelte den Kopf: „Nein, nein, das möchte ich nicht!“

„Ja, du lieber Gott“, sagte der Wirt, „Sie möchten es nicht — aber was ist mit meinem Zimmer?“ Und er war derb genug, zu fragen: „Warum möchten Sie denn nicht?“

„Weil ich —“ das Mädchen wurde rot, und die übrige Reisegesellschaft schmunzelte, „weil ich nicht schlafen kann, wenn ich nicht allein bin!“ Und ehe der Wirt noch mehr Verwirrungen anrichten konnte, sagte der junge Mann: „Was denken Sie eigentlich, Herr Wirt?“

Der Wirt spielte plötzlich den Dummen: „Ja, sind Sie denn nicht verheiratet?“

„Nein!“

„Aber doch verlobt?“

„Nein, verlobt sind wir auch nicht!“

„Na, aber doch gut befreundet?“

„Nein!“ brüllte der junge Mann.

Das Mädchen wurde immer röter, nicht wissend, daß es diesen Komparativ eigentlich gar nicht gibt.

Der Wirt gab's auf. So was verrücktes hatte er noch nicht erlebt. Da war Hopfen und Malz verloren. „Soso“, sagte er, „dann sind Sie also nur miteinander bekannt. Nee — dann geht es eben nicht! Dann muß ich auf das eine Zimmer wohl reineweg verzichten!“

Er lächelte traurig und ließ Bratkartoffeln und Spiegeleier auftragen.

Beim Essen sagte der junge Mann leise zu dem Mädchen: „Ein taktloser Mensch, dieser Wirt...“

„Ja“, sagte die Liebliche, „er hätte uns das schließlich auch allein sagen können — und nicht vor der versammelten Reisegesellschaft!“ H. N.

# Rein erfunden...

Von

Sir John Squire

„Die Personen dieses Buches sind rein erfunden.“ Wie oft liest man nicht in modernen englischen Romanen diese oder eine ähnlich lautende Vorbemerkung als Rückversicherung gegen etwaige Beleidigungsansprüche! Philipp Blüß war fertig mit seinem neuen Roman. Es war, wie er sich schmeichelte, ein Bild der Londoner Gesellschaft, achtzehn Jahre nach dem Kriege und er hatte alles vermieden, um irgendeinen „Kreis“ auf die fixe Idee kommen zu lassen, die Gestalten seien ihm entnommen. Eins jedoch beachtete ihn. Und zwar war es dies: hatte er die eine seiner Gestalten hinreichend verändert? Einen Mann, Simpson, hatte er rundweg dem Leben abgezeichnet: es war ein unerquicklicher Mensch, der zwei verschiedene Liebschaften mit den Frauen zweier seiner Freunde unterhält — oder so wenigstens hatte Blüß schlau gemutmaßt.

Diesem Mann, mit seinem in Brown verwandelten Namen, hatte er zur Hauptgestalt seines neuen Buches gemacht und die Verketzung zum Mittelpunkt. Jedes Erkennen der Personengleichheit bedeutete hier offenkundig eine Gefahr; also setzte Blüß, nachdem seine Arbeit beendet war, sich noch einmal hin, um „Simpson“ spurlos in der Verknüpfung verschwinden zu lassen.

Simpson war in Wirklichkeit blond, blaß, glattrasiert, schlank und mager. Der Mann (Brown) im Buch wurde betont dunkelhaarig, rotwangig, beschuhabart, groß und stämmig. Simpons Stimme war dünn und quiekend; in dem Buch wurde sie dunkel und dröhnend. Simpson war ein Mann mit Privatvermögen, Sohn eines Wollmagnaten; als Brown verwandelte er sich zum Börsenmakler. Simpson war in einer Privatschule und auf der Universität gewesen; in seiner neuen Gestalt baute er nach dem Besuch einer Presse in Southend aus eigener Kraft das Leben auf. Simpson war Stammgast im Ritz; Brown spägte täglich (wie das auch Blüß selber tat) im Savoy-Grill. Simpons Eltern lebten; Brown hatte seine Eltern schon verloren. Nachdem Blüß die letzte Fassung seiner Simpson-Brown-Kapitel noch einmal sorgfältig auf alle Möglichkeiten einer Identifizierung durchgesehen hatte, kam er zuletzt mit einem Lächeln der Befriedigung zu dem Ergebnis, kein Mensch auf Gottes Erde könne mit irgendwelchem Recht Brown und Simpson gleichsetzen...

Das Buch erschien. Es war ein großer Erfolg. In vielen Buchläden war — wenn auch das eine Schaufenster noch immer restlos mit den Romanen von J. B. Priestley angefüllt war — das andere mit ebenso achtunggebietenden Stößen von Blüß dekoriert.

Eines Morgens, einen Monat nach Erscheinen des Buches, saß Blüß oben in seinem Wohn-, Schlaf- und Studierzimmer und versuchte an einem Theaterstück zu arbeiten, träumte aber in Wirklichkeit von Ferien am Meer — als sein Diener, der ein sehr bestürztes Gesicht machte, mit der Meldung erschien: ein Herr wüchse ihn zu sprechen.

„Wer ist es, und was will er?“ fragte Blüß.

Der Diener, rot und erhitzt, befand sich offenbar in Schwierigkeiten. „Er sagte, er heiße Brown, gnädiger Herr, und Sie würden schon wissen, warum er gekommen sei.“

„Aber haben Sie ihm nicht gesagt, daß ich am Vormittag nie zu sprechen bin, außer auf Verabredung?“

„Doch, gnädiger Herr, er drängte sich aber herein, knallte die Türe hinter sich zu und...“

„Nun, Parker, und was?“

„Verzeihung, gnädiger Herr, aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmelden würde, würde er selber

heraufkommen... und er drohte mir, gnädiger Herr.“

Blüß hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte; aber sein Herz, das wußte, was Herzen oft wissen, wann das Hirn versagt, stand still und begann dann schmerzhaft zu pochen. Gläubiger hatte er im Augenblick keine; Feinde hatte er sich bemüht, sich keine zu machen. War der Kerl ein Geisteskranker oder ein Erpresser mit einer peinlichen, wenn auch falschen Beschuldigung? Er konnte es sich einfach nicht erklären. Die feigere Seite in ihm riet ihm, den Diener hinunterzuschicken, ihn die Sache ausbaden zu lassen und die Türe abzuliegen; aber der Stolz befahl anders, und er sagte: „Na schön, Parker, bringen Sie ihn herauf.“

In das Zimmer trat, während sich die Türe wieder schloß, ein riesenhafter Mann mit rotem Gesicht, dickem Kavalierssternschnurbart und einer Figur wie ein pralles Kissen in dunklem Überzieher. Er blieb stehen und sah sich mit durchdringendem Blick um. „Na?“ sagte er mit einer tiefen, scharfen, schmerzenden und etwas säuselnden Stimme. „Ich verstehe nicht recht, was Sie wünschen“, erwiderte Blüß, bestürzt die Stirne runzelnd.

„Oh! Also Sie wissen nicht, was ich will? Ich bin in der Lage, Ihnen Ihr verdammtes Hälschen umzu-drehen!“

„Ich kann mir nicht vorstellen, was Sie eigentlich wünschen“, sagte Blüß gereizt. Seine rechte Hand tastete nach dem kleinen Tisch neben dem Kamin. Jawohl, hier hatte er das Stilleit; normalerweise wurde es als Brieföffner gebraucht, aber... „Weg damit!“ schnauzte der Fremde, riß einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn auf Blüß. Der Dolch rasselte zu Boden.

„Nun sagen Sie einmal, Sie elender kleiner Schmierfink“, bemerkte der Besucher, indem er mit vorgeschobener Unterlippe und geballten Fäusten auf Blüß zutrat, während Blüß zurückwich, bis der Kamin weiteres Zurückweichen verbot: „Was zum Teufel fällt Ihnen eigentlich ein? Das ist alles, was ich wissen will; wen zur Hölle glauben Sie, daß Sie vor sich haben?“

Blüß sah ihn voller Entsetzen an. „Ich kann mir nicht vorstellen, wovon Sie sprechen“, sagte er. „Ich habe Sie nie vorher in meinem Leben gesehen. Sie müssen mich mit jemand anderem verwechseln.“

„Sie schmutziger kleiner Filz“, sagte der Fremde, „glauben Sie wirklich, daß Sie damit auskommen können? Sie sind also nicht Herr Blüß? Sie haben also nicht diesen verfluchten blöden Roman geschrieben, den ich hier habe?“ Damit zog er aus seiner Tasche ein Exemplar des „Dreiecks“ hervor und knallte es auf ein Tischchen, welches umstürzte.

„Freilich bin ich Philipp Blüß“, wimmerte der Schriftsteller, „und natürlich habe ich den Roman geschrieben, aber ich sehe nicht ein, was in aller Welt das mit Ihnen zu tun hat oder warum Sie

(Hanna Nagel)



hier herkommen sollten, um mir Drohungen an den Kopf zu werfen.“

„Etwas Besseres als Drohungen!“ höhnlächelte Herr Brown. „Mein Gott, Sie erbärmliche kleine Viper, ich habe nicht übel Lust, Sie zu erwürgen, und tute das auch, glaube ich nicht, daß es einen besseren Weg gäbe, Sie zu bestrafen. Sie haben also die Unverschämtheit, zu behaupten, Sie hätten mich nie gesehen. Als nächstes werden Sie wahrscheinlich sagen, Sie hätten nie im Savoy-Grill zu Mittag gegessen!“

„Das keineswegs“, sagte Blüß, „denn ich gehd dort fast jeden Tag hin.“

„Gott sei Dank, wenigstens ein Gran Wahrheit!“, sagte Brown. „Und vielleicht geruhen Sie als nächstes zu behaupten, daß Sie mich dort, Tag für Tag, am Nebentisch gesehen haben?“

„Das habe ich gewiß nicht“, entgegnete der Schriftsteller.

„Und Sie haben mich dort nie mit Frau Green und Frau Hargrave beobachtet, denen Sie jetzt Schwierigkeiten eingebracht haben, ohne daß die Damen die geringste Schuld träfe?“

Blüß schaute völlig verständnislos drein. „Ich kann mir einfach nicht denken“, sagte er, „von was Sie reden.“

„Oh, Sie können nicht, können es also nicht...?“ bemerkte Brown. „Und ich vermute, Sie können sich nicht vorstellen, warum ein Mann etwas dagegen haben würde, daß Sie sich nennen, sein Name, sein Zuhause, seine Stimme, Beruf, Anschauungen und Privatleben in einem eurer schmierigen modernen Romane hinausposaunt werden sollten? Sie können sich nicht vorstellen, daß ein Philister wie ich je dahinter kommen würde. Können sich nicht vorstellen, warum die mir befreundeten Damen etwas dagegen haben, wenn Sie mit Ihrem Schmelz beschlabbern. Nun, Sie plundrigter Herr Blüß, ich werde Sie vom Gegenteil überzeugen!“ Brown reckte sein Gesicht in das des zurückfahrenden Blüß, machte eine Bewegung, als wolle er ihn schlagen, besann sich aber dann eines besseren, lächelte sauer, gab einem zufällig im Wege stehenden Koffer, das mit im Laufe vieler Jahre gesammelten chinesischen Fayencen bedeckt war, im Vorbeigehen einen erfolgreichen Fußtritt, fauchte aus dem Zimmer, polterte die Treppe hinunter, warf die Haustüre zu und verschwand...

„Aber“, sagte Blüß zu seinem Anwalt, „seine Anklage ist ganz lächerlich. Wirklich, ich hatte nie zuvor im Leben von diesem Herrn gehört.“ Der Anwalt lächelte schlaue, wenn auch mitfühlend. „Meinen Sie nicht, Herr Blüß“, sagte er und legte seine Fingerspitzen aneinander. „Sie sollten ganz offen zu mir sein, da doch Ihr Vater einer meiner ältesten Freunde war?“

Blüß war verzweifelt. „Aber ich bin ja ganz offen zu Ihnen“, sagte er. „Ehrlich gesprochen, meine Romanfigur war eine reine Erfindung. Ich wußte nicht einmal, daß es so jemanden wie einen Herrn Brown gab.“

„Erwarten Sie von einem Richter, daß er diese Geschichte glaubt?“

„Ich weiß nicht, was ein Richter glauben wird. Aber sicherlich sollte ein Richter, wenn ein offensichtlich ehrlicher Mensch vor ihm steht, in der Lage sein zu sehen, daß er der Wahrheit spricht.“

„Schön!“, sagte der Anwalt und versuchte mit kläglichem Erfolg, eine Miene restlosen Glaubens aufzusetzen, „selbstverständlich, wenn Sie sagen, daß es sich so verhält, bin ich verpflichtet, mich an Ihr Wort zu halten. Aber ich bin ganz sicher, daß ein Richter das nie könnte.“

„Aber was soll ich tun?“ fragte Blüß rührend.

„Ich fürchte: zahlen, Herr Blüß.“ Blüß sperrte den Mund auf. Der Anwalt tat sein Bestes, um sein Mitgefühl an den Tag zu legen. „Derlei“, sagte er, „wird vor Gericht oft durch einen Vergleich geschlichtet. Ich glaube, sagen zu dürfen, wenn Sie ein paar Tausend heraus-rücken und Einstellung des Buchverkaufs anbieten, wird es sich machen lassen.“

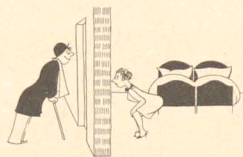
Und so ging die Geschichte aus.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)



Dunkel stieg zunächst die Jahreszahl 1487. Man verneigte sich und kontrollierte sich flüchtig gegenseitig auf graues Haupthaar. Dann sprach, nein deklarierte ein Onkelreferent, daß die Ehefrau des am 12. Februar 1728 in ... verstorbenen Ahnen eine geborene von ... war. Der Adel — der Adel war da! Wie selbstverständlich! Man unterließ zunächst, fließendes Blut auf Bläue zu untersuchen. Das hatte Zeit. Der Adel war da! Aber o weh! Mein Schwiegervater mit den unter dem Tisch liegenden Ahnen berichtete nicht ohne Nachdruck, er habe in den Akten des Amtes ... festgestellt, daß der Vater jenes angeheirateten Edelfräuleins wegen Unterschlagung aus dem Staatsdienst entlassen, längere Zeit eingesperrt und kurz darauf auf Gemeindegosten flink begraben wurde. Indigniertes Schweigen. Man hörte deutlich, wie ein Ast des Stammbaums abgesägt wurde und tief ins Dunkel zurückfiel — bis 1728. Anderer Adel meldete sich nicht — aber die Quelle der überaus auffälligen Kunstmalbildung wußte dafür zu sprudeln an, so stark und frisch wie ein Wasserstrahl aus Felsenbrust. Ein Ahne hatte nämlich im Jahre 1764, und zwar am 17. März, die Tochter des als Kirchen- und Historienmaler wirklich bestbekannten Jacobus ... geheiratet. Wie selbstverständlich Bezugswaren interessierte ich mich nun meinerseits auch dafür. Jedoch ein anderer Onkelreferent bewies mit Überwindung, aber unwillkürlich, jener Schwiegervater sei ohne leibliche Kinder gewesen und habe jenes eingetragene Mädchen Maria (Mutter Störmerin, Vater unbekannt) adoptiert. Indigniertes Schweigen! Man hörte deutlich, wie ein weiterer Ast des Stammbaums abgesägt wurde und ins Dunkel zurückfiel — diesmal bis 1764. Und doch war ein Künstler unter den Ahnen — allerdings nur ein Musiker. Ein guter alter Domorganist lächelte seit Jahr und Tag vom alten Dachgiebel herunter. Der blieb unwidersprochen echt und wahr. Und zu guter Letzt klang sein lindes Orgelspiel tröstend durch die teilweise erregt geführte Ahnen-debatte. Die übrigen Ahnen waren uninteressantes Beiwerk.

„Von diesem unzuverlässigen Menschen will ich nichts mehr wissen“, zischelte Erna empört. „Er gab vor, mir das Wesen des Viertakt-Motors erklären zu wollen, und ich gestattete ihm deshalb, mich durch den abendlichen Wald heimzubegleiten. Und nun hat er...“  
 „Er wird doch nicht!“ unterbrach sie die Freundin entsetzt.  
 „Doch, doch!“ stieß Erna hervor. „Er hat tatsächlich den ganzen Weg nichts als diesen dummen Viertakt-Motor im Kopf gehabt.“



Tafel noch vermerkt war: „Sprechstunde von drei bis sechs Uhr“. Der gerade in dieser Nacht sehr angeäußelte Sünder blieb prompt am Nebentext hängen, sah auf die Uhr und murrete: „Da hab' ich ja noch Zeit!“ Worauf er sich nochmals verzog.

Früher sah man Walter gleich vielen anderen abends mit Mädchen auf einsamen Bänken herumtanz; seit er aber einmalig über die Jugendamt einen gewissen Betrag abzuführen hat, hat sein Hang für traute Situationen stark nachgelassen. Ein junger Kollege, der von Walters Verpflichtungen zunächst nichts weiß, erzählt eines Tages unter deutlichen Anspielungen auf Walters Interessiertheit vom träumerischen Selbster auf einer abseitigen Bank.  
 „Ja, ja“, gibt Walter zu, „so ne Bank bietet schon allerhand Möglichkeiten; aber weißt du, die Bankzinsen sind oft im Verhältnis ganz enorm!“

Es war in einem Bauertheater des bayerischen Oberlandes. Der Saal war gesteckt voll — viele Fremde und noch mehr heimische waren darin — und es hatte deshalb eine große Hitze. Seiner recht ersten Szene des Stücks tönte plötzlich durch die ehrfürchtige Stille im Zuschauer-raum, dicht vor einem Trup Einheimischer, ein Laut knallartig auf. Aber nicht nur das, der Ruhestörer, dem dies passiert war, auf weithin als Fremder erkanntlich, drehte sich auch noch um und schaute in geheimerer Entrüstung die Leute hinter sich an. Das ging denen aber nun doch zu weit, und einer von ihnen sagte laut zu dem Fremden: „Sie, Herr, der ist fei scho hurt, den derwischen S' nimmer!“

Das junge Frauchen des Zahnarztes konnte sich nicht recht daran gewöhnen, daß ihr Herr Gemahl immer öfters die Abende im Wirtshaus verbrachte, während sie auf ihn wartend im Bett Romane las. Um ihm sein verwerfliches und rücksichtsloses Tun ohne lange Gärdenpredigt doch wirkungsvoll vor Augen zu führen, nahm sie eines Abends im Korridor resolut eine kleine Veränderung vor und der Herr Gemahl stieß infolgedessen bei seiner späteren Rückkehr an der Schlafzimmertür auf das sonst anderswo plazierte Plakat: „Wartezimmer!“  
 Leider hatte sie nicht berücksichtigt, daß auf der

Fundstück

Lungenkranke sucht fetten Hund zum Schlachten. Offerten erbeten unter Nr. 221 an „Obb. Gebirgsbote“, Holtzkirchen.



**Münchener  
Neueste  
Nachrichten**  
Die große Tageszeitung  
Süddeutschlands

Spitzenleistungen in der Politik, im Wirtschaftsteil und im Feuilleton  
Erfolgreiches Anzeigen-Organ

VERLAG KNORR & HIRTH GMBH MÜNCHEN

**Welt-Detektiv** HYPAGIN-TEE

auskult. Detektiv Praxis, Berlin W 4, Tauentzienstr. 5, Teil-Bavaria 52 55 u. 52 56, das zuverlässigste Institut für Ermittlungen — Beobachtungen

**Auskult** nach aber Privat-Herkunft Verleihen, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw. überall. 31 Tage Einlesen, billige genau Entlohnung nach Tausende Ankerungen!

**Sommersprossen**  
1. Hant. Haare, Pickel, Warzen  
Materiale entfernen Sie schmerzlos und schnell durch **Lamoda**. Hilft auch innen, wenn Geld zahlt.

**Korsetts, auch für Herren**  
Wäsche und Stief, lebende Sommer- weiche Suppen Brusthalter u. Kleider- Hösche ganz eigensortiert, info. Frau Klotz, Poststr. 4, Heilmünde 37

**Schwäche**, vorzeitig 4 Männer halber 20 Jahre, 10 Jahre Erfahrung, Larkh. Solch. Probe verschicken auf 2 Pf. Gg. **Chamberl. Kautschack**, Berlin-Wilmersdorf 114 Postfach 2

**Engtöpfung Entsteuerung Entschlackung des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich. Fordern Sie Gratisproben und Prospekt an vom Hersteller **LUDWIG S. APOSTOLAKIS** München Neuhäuser, 8

**Briefmarken** Die 10000 billigen Europapapier, nach Katalog sauber geordnet, jedes los, vers. unverfälscht. Auswahlen franko gegen franko **F. Feiler**, Stuttgart-Wallstraße 24

Las das Ding für dich wertlos: Denn, wer lacht, der will nicht sterben. Und wer nicht stirbt, der geht leben. Such den Loh wert. Güte gut!

**Schwänen Männer**

Imbié undrige Qualitäten über fest u. todelos. **Gruppen-Vertrieb** **Club-Vertrieb** 4

**FOTO**  
1. Kleinste Filme (auch alle Marken) 2. Original-Licht (Grundgröße), 3. Beste Probekosten **Kostenlos**, 4. Der Vorteil: 8 Tage zur Ansicht, Teilzahlung, Garantie, Fernabschluß durch Deutschlands größt. Foto-Ladengeschäft **FOTO-SHAJA** München, Postfach 155. Der weil größte Leica-Verkaufsstelle

**FUB**  
Kleinstes und billigste Probekosten **Presse** **Leit. W. Halzemann** Postfach 20 29 Postfach **Leitersheim** im „Stapf-Vertriebs“-Stützpunkt hat größte

**DAS BEWAHLTE WEIM**

**INNEN-DEKORATION**

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung

48. Jahrg. / Herausg. Hofrat Dr. A. Koch

**INNEN-DEKORATION**

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einplanung des behaglichen Heim. Die Bestrauber der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag. Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,80 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANTAL  
ALEXANDER KOCH G.M.B.H., STUTTGART-O 77



„Du glaubst gar nicht, wie bequem so ein Strandanzug ist!“ — „Ich seh's, meine Liebe, ich seh's!“

## DAS EIGENTUM

Der lebenslustige und wein- und weiberfrohe Balthezar Tröpfle muß jetzt — schwerer Gicht halber — von seiner immer noch rechtschaffen in ihn verliebten Frau im Krankenwagen spazieren

gefahren werden. Sie tut's mit rührender Sorgfalt! Neulich traf ich sie im Hof, wo sie eben den Wagen abspritzte.

„Sie haben's auch nicht leicht mit Ihrem Mann, Frau Tröpfle“, sagte ich, mehr mitleidig als taktvoll, in der Absicht, ihr damit wohlzutun. „Ist's

denn nicht eine rechte Plag' für Sie, den schweren Mann schieben zu müssen?“

„Ha nol!“, sagte Frau Tröpfle, sich behäbig aufrichtend, „so leicht han i 's no gar nia g'habt mit mei'm Mann! Jetzt wöib i do g'wiß, daß er mit g'hört und kolner andern!“



# Der einsame Badeplatz

(K. Helligensteedt)



„Paß auf, Irene, da kommen Leute!“ – „Unsinn, mit der Badehose halten die mich für 'nen Mann!“

# Die Baumpflanzer

Von Bastian Müller

An diesem Morgen hatte sich etwas ereignet; eine Kleinigkeit nur. Ein paar Worte waren gesprochen worden, nur so, in den ewigwährenden Seewind.

„Vater“, hatte der kleine Conrad gesagt, „der alte Schneegaß hat gesagt, du solltest besser nicht so viel Hochstämme pflanzen, da hättest du nicht mehr viel davon. Die trügen erst in zwolf, fünfzehn Jahren.“

Der alte Schneegaß war der einzige Gärtner im Dorf und ein sehr erfahrener Mann. Er hatte im Obstparadies an der Bergstraße gelehrt und verstand etwas von Bäumen. Wenn er so etwas sagte, dann kam das aus seinem kundigen Gärtnerherzen. „Vater, der alte Schneegaß hat gesagt, es wäre für uns viel besser, wenn wir Buschobst pflanzen würden. Das trägt in ein paar Jahren...“ Der kleine Conrad schaute seinen Vater an und wurde nicht recht klug aus dessen Gesicht.

„Ist das nicht richtig?“, fragte Conrad. „Will der alte Schneegaß uns vielleicht die Buschbäume aufschwätzen?“

Aber der Vater gab auch darauf keine Antwort. Conrad wartete noch eine Weile und dachte dann an etwas anderes. Er schaute vom Hang des kleinen Hügelis über die Ebene, das weite, flache Land, mit seinen in Baumreihen gebetteten Höfen. Er schaute über die unter dem hohen Himmel liegende Gotteswelt in die Ferne, wo am Horizont, blaß und blau, die winzigen Türme und Wertgerüste der großen Stadt sich vom schmalen Silberstreifen der See abhoben. Er neigte den Kopf und horchte in den Westwind. Ein tiefes Summen traf sein Ohr; das Rufen eines Seedampfers.

Die Baumpflanzer, die eine Pause gemacht hatten, nahmen nun die Spaten und gruben das nächste Pflanzloch. Sie hoben einen Meter tief den Sandboden aus, füllten die Grube mit Mutterboden und betteten Dünger dazwischen. Sie hatten das nun schon seit drei Wochen so gemacht. Hinter ihren Rücken lag der neue Baumgarten, über einen halben Morgen groß. Und bei jedem Pflanzloch hatte der Vater gesagt, der Baum würde es aber gut bei ihnen haben. Sie hatten mit großer Sorgfalt und einer verlebten Zärtlichkeit Bäume gepflanzt, denn es war eine aufregende Sache: der Vater hatte beschlossen, sich am Hügel anzusiedeln und einen Hof zu bebauen.

„Wir werden Farmer!“, hatte er zu Conrad gesagt, und an die Jugendbücher seiner Zeit gedacht, an Farmer in endlosen Weiten. Vielleicht hatte er auch nur zu seinem Sohn so gesprochen, um ihn zu begeistern. Und bei jedem Baum hatte er dieselben Worte gesprochen und dasselbe gedacht; und nun war dieses Etwas geschehen und hatte ihm den Mund geschlossen. Dieses winzige Etwas. „Vater, ich glaube, wir bekommen Regen!“ Ja, das war sicher! Die Tropfen fielen bereitwillig und da oben hing eine dunkle Wolke. Und gleich darauf prasselte es los und die Erde verfärbte sich dunkel, und das Frühlingsgrün sog sich dick und fett, und die Zweige der jungen Obstbäume wurden blank wie Ebenholz.

Und der Vater schwieg. Sonst hatte er bei jeder Regenschauer gesagt: welch schönes Pflanzwetter! Er hatte jetzt all seine Worte verloren, und verlag nun sogar das Loch für den Baumpflanz. Conrad sagte: „Geh mal weg und laß mich.“ Er grub in den aufgefüllten Mutterboden das Loch für die Baumstütze. Er überlegte dabei, was wohl mit dem Alten los sein mochte.

„Woran denkst du, Vater?“, fragte er endlich, als sie den Stamm, eine Königin Luise, gepflanzt hatten und mit Stroh an den Pfahl gebunden, und nun die Baumscheibe gruben. — Es war das erste mal, daß Conrad seinen Vater fragte, woran er denke.

Der Vater hörte es mit seltsamem Erschrecken. Er konnte gar nicht so schnell eine Antwort finden. — „Oh — ich dachte, daß es vielleicht schon etwas spät im Jahr ist, um zu pflanzen. Wir sollten vielleicht aufhören!“, sagte er schließlich.

„Ja, wenn wir es nicht so eilig hätten!“, sagte Conrad, „dann wäre es wohl besser, im Herbst weiterzupflanzen, hat der alte Schneegaß gesagt.“ — Conrad schaute seinen Vater an. Er glaubte nicht so recht, daß sein Vater an das gedacht hätte. Er mußte an etwas ganz anderes denken. Soviele konnte Conrad den Vater nun auch schon. Er merkte auch, daß er nicht weiter zu fragen brauchte.

So — der alte Schneegaß meinte, wir sollten nur Buschobst pflanzen? fragte der Vater langsam.

„Hm.“ „Wie kamt ihr darauf?“ „Ach — der alte Schneegaß sagte, er wäre mal so gewesen, wo viele Pensionäre ihre Ruhhäus-

chen gebaut hätten, und die hätten alle nur Buschobst gepflanzt!“, berichtete Conrad. Der Vater lachte. Er lachte ganz laut und schien an dem Wort Pensionär eine höllische Freude zu haben. „Na“, fragte er, „und was hast du ihm gesagt? Hast du ihm gesagt, daß wir sechzehn Morgen Land haben und eine Farm machen wollen?“

„Ja, das schon, aber...“ „Na, und da wußte er nichts mehr, was?“ — Der Vater lachte noch immer. Er schien verdammt gern zu lachen.

„Nee“, sagte Conrad. „Er wollte mich austragen. Er wollte wissen, was ich mal werden will.“ Plötzlich war das Lachen aus des Vaters Mund fort. Er versuchte zwar noch ein bißchen zu lächeln, aber es gelang nicht recht. Er starrte zu seinem zwölfjährigen Sohn hinunter und fragte dann seltsam zögernd: „Was hast du ihm denn darauf gesagt?“

„Nichts. Ich weiß das doch noch gar nicht...“ sagte Conrad verlegen.

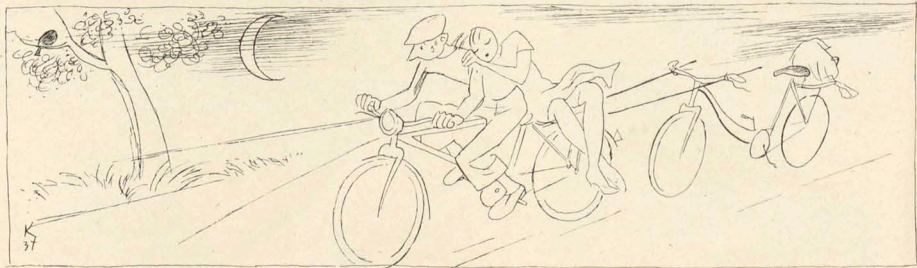
Der Vater rückte den Spaten in die Erde, als habe er gar keine Lust, weiterzuarbeiten. „Aber du hast doch sicher schon mal darüber nachgedacht, was du gerne werden möchtest?“ — Die Worte kamen verteuelt kleinlaut und doch voller Spannung.

„Ich weiß es nicht. Bis vor kurzem wußte ich es nicht“, sagte Conrad. „Da wollte ich Tierarzt werden. Jetzt möchte ich lieber erst studieren.“ Conrad schaute dabei irgendwo in die Ferne über die Ebene zu den winzigen Türmen der großen Stadt.

Der Vater schwieg. Er schaute seinen Jungen an und dann den Obstgarten mit den Reihen junger Hochstämme, und den Bauplatz, und den Sandhaufen neben dem neuen Brunnen. Er schaute ringsum, über sein Land, auf dem er hatte eine Farm machen wollen, einen kleinen Bauernhof, und all das vergessen, was er nicht erreicht hatte. Er dachte an die Zeit, da er ein Ingenieur werden wollte und Brücken bauen über reißende Ströme; und an die Zeit, da er froh war, eine Stelle bei der Straßenbahn zu bekommen... Er dachte an all das und folgte dabei dem Blick des Jungen in die Ferne. Und dann, nach einer Weile, sagte er: „Wir wollen Mittag machen, und nachher zu Schneegaß gehen und Buschobst holen. Wir können die Büsche überall zwischen die Hochstämme pflanzen.“ „Ja“, sagte Conrad, „der alte Schneegaß meinte das auch. Er meinte, das wäre für alle Fälle gut; auch, wenn ich mal kein Bauer werde...“

## Guter Sport

(R. Kriesch)



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Angelegter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10, Anzeigenpreise nach Preisliste, gültig ab 1. 10. 1936. O. A. Nr. 11. 31. 24. Unerlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 40, Fernruf 1294. Postfachkonto München 9920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.



„Erna, ich seh's gar nicht gern, wenn du so daliegst!“ — „Ja, Tantchen, für dich ist es auch nicht gedacht!“

## DIE PRÜFUNG

Einklassige Dorfschule irgendwo in Schleswig-Holstein vor —zig Jahren. Der Schulmeister paukt zur bevorstehenden Prüfung den Katechismus. Man ist beim zweiten Hauptstück angelangt, das vom Glauben handelt. Die Fragen werden bankweise verteilt, so wie die Kinder sitzen, und jedes hat die eingebläute Antwort zu geben. Aus der Reihe tanzen gibt es nicht, und jeder kleine Christ ist stolz auf „seine“ Antwort. Also, erste Bank der erste: „Heine Möller, glaubst du an Gott, den Vater?“ Antwort: „Ja, ich glaube an Gott den Vater.“

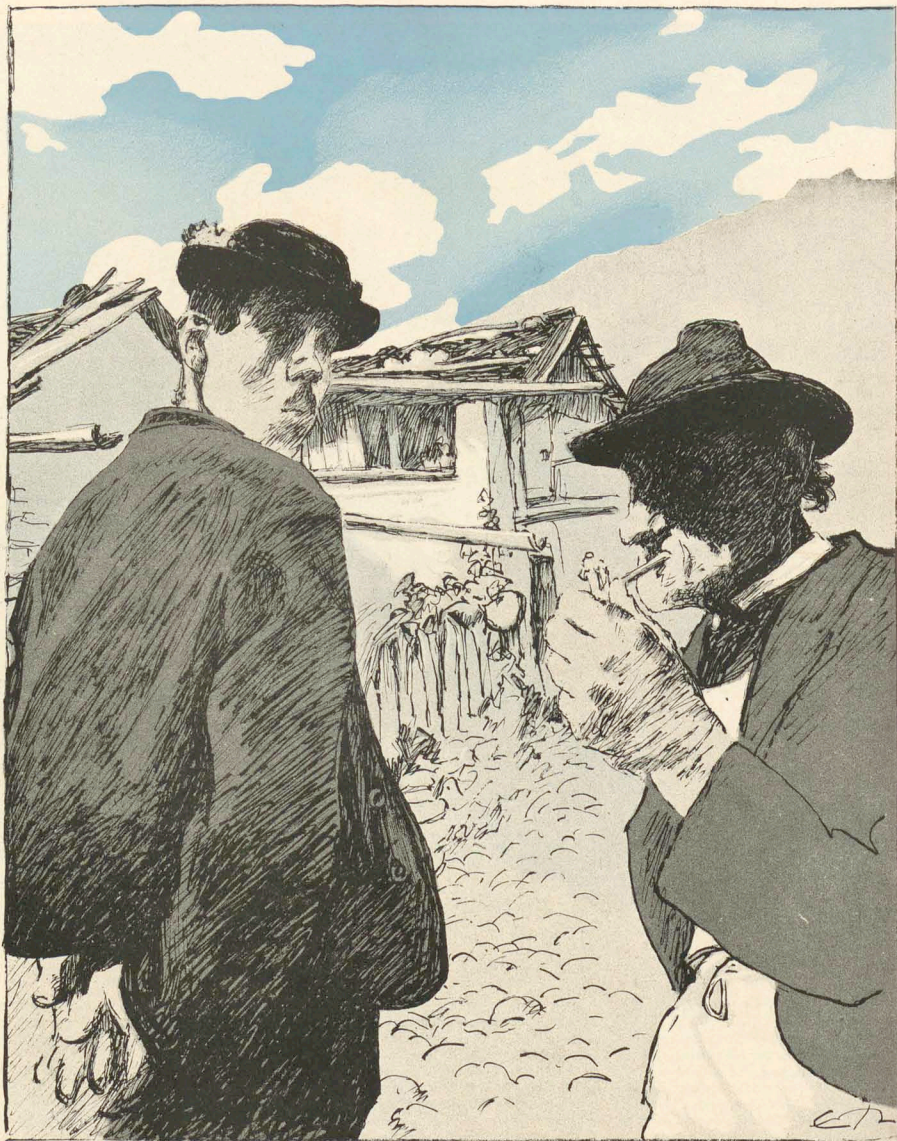
Zweiter: „Fiete Studt, glaubst du an Gott den Sohn?“ „Ja, ich glaube an Gott den Sohn.“

Dritter: „Christian Dose, glaubst du an Gott den heiligen Geist?“ „Ja, ich glaube an Gott den heiligen Geist.“ Und so geht es weiter durch die ganze Klasse, Bank für Bank, Kind für Kind. Alles geht wie geschmiert, und jede Frage findet ihre prompte Antwort.

Endlich ist der große Tag gekommen. Der gestrenge Herr Schulrat steht im langen schwarzen Rock und mit goldener Brille vor den verschüchterten Blondköpfen, deren Reihen allerdings Lücken aufweisen wegen der gerade im Dorf um-

gehenden Frühjahrsrippe, und beginnt mit amtlicher Kinderfreundlichkeit das Frage- und Antwortspiel, so wie es üblich ist und eingedrillt wurde.

Also, erste Bank der erste: „Glaubst du an Gott den Vater, mein liebes Kind?“ — „Ja, ich glaube an Gott den Vater.“ „Schön, weiter, der Nächste: Glaubst du an Gott den Sohn?“ „Neel!“ — Entsetzen! „Was, du glaubst nicht an Gott den Sohn?“ Flink sprudelt es heraus: „Neel, dor glöw an Ick glöw an Gott den heiligen Geist.“ Ob der Herr Schulrat noch weiter gefragt hat, ist nicht zu vermeiden.



„I woäß net, Sepp, dös Madl hat do a schiach's G'sicht!“ — „Sell wohl, und die Füaß san viel z' groß!“ — „San s' aa! Was g'fällt denn dir nacha an ihr?“ — „Dös übrige!“